

DEBORAH HARKNESS
Die Seelen der Nacht

Deborah Harkness

Die Seelen der Nacht

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Christoph Göhler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »A Discovery of Witches« bei Viking,
published by the Penguin Group, New York

Die in Kapitel 20 zitierten Passagen aus Charles Darwin,
Vom Ursprung der Arten, stammen aus der 1860
in der Schweizerbart'schen Verlagshandlung
erschienenen Ausgabe.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier EOS für dieses Buch
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Deborah Harkness

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011

by Blanvalet Verlag,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

All rights reserved including the right

of reproduction in whole or in part in any form.

This edition published by arrangement with Viking,

a member of Penguin Group (USA) Inc.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-0391-8

www.blanvalet.de

Für Leslie und Jake und ihre strahlende Zukunft

Es beginnt mit Mangel und Verlangen.

Es beginnt mit Blut und Angst.

Es beginnt mit einem Hexenfund.

1

Das in Leder gebundene Manuskript schien nicht weiter bemerkenswert zu sein. Für einen gewöhnlichen Historiker hätte es sich nicht von unzähligen anderen, ebenso alten und zerlesenen Handschriften in der Bodleian Library in Oxford unterschieden. Aber als ich es in Händen hielt, war mir sofort klar, dass es damit irgendetwas auf sich hatte.

An diesem Nachmittag Ende September war so gut wie niemand im Duke-Humfrey-Lesesaal, und da der sommerliche Ansturm der Gelehrten auf Studienreise inzwischen abgeebbt war und der Tumult zu Anfang des Herbstsemesters noch nicht eingesetzt hatte, wurden die angeforderten Schriften prompt geliefert. »Dr. Bishop, die angeforderten Handschriften liegen jetzt vor«, flüsterte Sean mit leiser Ironie, als ich an die Ausleihtheke trat. Die alten Ledereinbände hatten auf dem Rautenmuster seines Pullovers rostfarbene Streifen hinterlassen, die er verlegen wegzuwischen versuchte. Dabei sprang eine sandfarbene Locke in seine Stirn.

»Danke.« Ich schenkte ihm ein ergebenes Lächeln. Schließlich missachtete ich ungeniert alle Ausleihbeschränkungen, und Sean, der während unserer gemeinsamen Studienzeit viele, viele Stunden mit mir unter der rosa Stuckdecke in dem Pub auf der anderen Straßenseite verbracht hatte, hatte meine Anforderungen seit über einer Woche klaglos erfüllt. »Und hör auf, mich Dr. Bishop zu nennen. Ich habe immer das Gefühl, du meinst jemand anderen.«

Grinsend schob er die Manuskripte aus dem Magazin der Bodleian – jedes einzelne enthielt einzigartige alchemistische Illustrationen und steckte in einem grauen Schutzkarton – über die abgewetzte Aus-

leihtheke. »Ach, da liegt noch eines.« Sean verschwand kurz in dem Gitterverschlag und kehrte mit einem dicken, in schlichtes fleckiges Kalbsleder gebundenen Manuskript im Quartformat zurück. Er legte es oben auf den Stapel und beugte sich vor, um es in Augenschein zu nehmen. Der dünne Goldrand seiner Brille funkelte im matten Schein der alten bronzenen Leselampe, die an einem Regal klemmte. »Das hier wurde schon länger nicht mehr verlangt. Ich mache mir einen Vermerk, dass es in einen Schutzkarton gesteckt wird, wenn du es zurückgegeben hast.«

»Soll ich dich daran erinnern?«

»Nein. Es ist schon fest vermerkt.« Sean tippte sich an die Stirn.

»Offenbar ist dein Gedächtnis besser organisiert als meines.« Mein Lächeln wurde breiter.

Sean sah mich schüchtern an und zupfte an dem Ausleihzettel, der aber fest zwischen dem Umschlag und den ersten Seiten klemmte. »Das hier will einfach nicht loslassen«, kommentierte er.

Plötzlich redeten gedämpfte Stimmen aufeinander ein und durchdrangen die vertraute Stille des Lesesaales.

»Hast du das gehört?« Verwirrt drehte ich mich nach den merkwürdigen Geräuschen um.

»Was denn?«, fragte Sean und sah von dem Manuskript auf.

Mir fiel auf, dass an den Manuskriptkanten die Überreste eines Goldschnittes glänzten. Aber diese verblassten Goldreste konnten unmöglich der Grund für das schwache Schillern sein, das zwischen den Seiten hervorzudringen schien. Ich blinzelte.

»Ach nichts.« Hastig legte ich die Hand auf das Manuskript; meine Haut begann zu prickeln, sobald ich das Leder berührte. Seans Finger hielten immer noch den Ausleihzettel, der sich jetzt widerstandslos aus der Bindung löste. Als ich den Bücherstapel hochwuchtete und mit dem Kinn festklemmte, stieg mir ein beklemmender Geruch in die Nase, der die vertrauten Bibliotheksgerüche nach gespitzten Bleistiften und Bohnerwachs überlagerte.

»Diana? Ist alles okay?«, fragte Sean besorgt.

»Es geht mir gut. Ich bin nur ein bisschen müde«, erwiderte ich und reckte die Nase höher über die Bücher.

Eilig marschierte ich durch den ältesten, aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden Teil der Bibliothek, vorbei an den Reihen von abgewetzten elisabethanischen Lesetischen mit den drei ansteigenden Bücherregalen, zwischen denen die gotischen Fenster die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Kassettendecke lenkten, an der strahlend bunt und vergoldet das Universitätswappen mit den drei Kronen und dem offenen Buch prangte und wo aus der Höhe wiederholt das Motto »Deus illuminatio mea – Gott ist mein Licht« verkündet wurde.

An diesem Freitagabend hielt sich außer mir nur eine weitere amerikanische Wissenschaftlerin in der Bibliothek auf. Gillian Chamberlain war Althilologin, lehrte in Bryn Mawr und brachte ihre Zeit damit zu, über in Glas eingefassten Papyrusfetzen zu brüten. Ich versuchte, jeden Blickkontakt zu vermeiden, als ich an ihr vorbeihuschte, doch das Quietschen der alten Dielen verriet mich.

Meine Haut kribbelte, so wie immer, wenn mich eine andere Hexe ansah.

»Diana?«, rief sie aus dem Halbdunkel. Ich erstickte ein Seufzen und blieb stehen.

»Hi, Gillian.« Ich wusste selbst nicht, warum ich so eifersüchtig über meinen Handschriftenstapel wachte, aber ich blieb so weit wie möglich von der Hexe entfernt stehen und drehte den Oberkörper weg, damit sie meine Schätze nicht zu sehen bekam.

»Was machst du an Mabon?« Gillian kam bei jeder Gelegenheit an meinen Lesetisch und forderte mich auf, Zeit mit meinen »Schwestern« zu verbringen, solange ich in der Stadt war. Nachdem es nur noch ein paar Tage bis zur Wicca-Feier, der herbstlichen Tagundnachtgleiche, waren, verdoppelte sie zurzeit ihre Bemühungen, mich in den hiesigen Hexenkonvent zu locken.

»Arbeiten«, erwiderte ich.

»Es gibt hier ein paar ausgesprochen nette Hexen, weißt du?«, sagte Gillian tadelnd. »Du solltest am Montag wirklich vorbeikommen.«

»Danke. Ich werde es mir überlegen«, sagte ich und war schon wieder auf dem Weg zum Selden End, einem luftigen Anbau aus dem siebzehnten Jahrhundert, der quer zur Hauptachse des Duke-Humfrey-

Lesesaales verlief. »Allerdings muss ich noch einen Vortrag für eine Konferenz fertigstellen, also zähl lieber nicht auf mich.« Meine Tante Sarah hatte mich oft gewarnt, dass Hexen einander nicht belügen können, aber das hatte mich nicht davon abgehalten, es immer wieder zu versuchen.

Gillian gab ein mitfühlendes Brummen von sich, aber ich spürte ihren Blick im Rücken.

An meinem angestammten Arbeitsplatz, gegenüber den Bleiglasfenstern, konnte ich nur mit Mühe der Versuchung widerstehen, die Handschriften auf den Tisch fallen zu lassen und mir sofort die Hände abzuwischen. Stattdessen setzte ich den Stapel so behutsam ab, wie es seinem Alter gebührte.

Das Manuskript, das den Ausleihzettel so widerwillig herausgerückt hatte, lag obenauf. Auf dem Buchrücken war das goldene Wappen Elias Ashmole eingepägt, eines Schriftensammlers und Alchemisten aus dem siebzehnten Jahrhundert, dessen Bücher und Papiere, darunter auch die Nummer 782, im neunzehnten Jahrhundert vom Ashmolean Museum in die Bodleian Library überführt worden waren. Argwöhnisch berührte ich das braune Leder.

Ein leichter Schlag ließ mich zurückzucken, allerdings nicht schnell genug. Das Kribbeln kroch an meinen Armen aufwärts und richtete dabei sämtliche Härchen auf, dann breitete es sich über meine Schultern aus und verhärtete meine Hals- und Rückenmuskeln. Das Kribbeln legte sich bald wieder, aber zurück blieb ein Gefühl wie dumpfe unerwiderte Begierde. Erschrocken über meine Reaktion trat ich einen Schritt zurück.

Selbst aus dieser Entfernung provozierte mich das Manuskript – als stellte es einen Angriff auf den Schutzwall dar, den ich zwischen meine wissenschaftlichen Leistungen als Historikerin und mein Geburtsrecht als letzte Hexe aus dem Geschlecht der Bishops errichtet hatte. Nachdem ich mir mühsam einen Dokortitel und eine Festanstellung mitsamt Lehrauftrag erarbeitet hatte und meine Karriere jetzt allmählich in Schwung kam, hatte ich dem Erbe meiner Familie abgeschworen und mir ein Leben geschaffen, in dem allein Vernunft und wissen-

schaftliche Fakten zählten, nicht mysteriöse Ahnungen oder Zauberei. Ich war in Oxford, um ein Forschungsprojekt zu Ende zu bringen. Sobald ich es abgeschlossen hatte, würden meine Befunde veröffentlicht und anschließend meinen menschlichen Kollegen präsentiert werden, wobei keinerlei Raum für Mysterien oder andere Dinge bleiben würde, die man nur mit dem sechsten Sinn einer Hexe erfassen kann.

Nun jedoch hatte ich – wenn auch ungewollt – eine alchemistische Handschrift aus dem Archiv angefordert, die ich für meine Recherchen brauchte und die gleichzeitig eine übernatürliche Macht zu besitzen schien, die ich nicht ignorieren konnte. Es juckte mich in den Fingern, das Manuskript aufzuschlagen und mehr zu erfahren. Doch ein noch stärkerer Impuls hielt mich zurück: War meine Neugier allein intellektuell und durch wissenschaftlichen Forscherdrang begründet?

Ich atmete tief die Bibliotheksluft ein, schloss die Augen und hoffte, dass ich dadurch klarer sehen würde. Die Bodleian Library war mir immer ein Zufluchtsort gewesen, ein Platz, der nicht das Geringste mit den Bishops zu tun hatte. Die zitternden Hände unter die Achseln geklemmt, starrte ich im trüber werdenden Abendlicht auf *Ashmole 782* und überlegte, was ich jetzt tun sollte.

Meine Mutter hätte instinktiv gewusst, was zu tun war. Die meisten Bishops waren talentierte Hexen und Hexer, aber meine Mutter Rebecca war etwas ganz Besonderes gewesen. Das sagten alle. Ihre übernatürlichen Fähigkeiten hatten sich früh gezeigt, und schon in der Grundschule hatte sie mit ihrem intuitiven Verständnis für alle Hexensprüche, ihren verblüffenden Vorahnungen und ihrer unheimlichen Begabung, Menschen und Ereignisse zu durchschauen, die meisten älteren Hexen im örtlichen Hexenkonvent ausgestochen. Meine Tante Sarah, die jüngere Schwester meiner Mutter, war ebenfalls eine begabte Hexe, aber ihre Talente waren nichts Ungewöhnliches: Geschick beim Mischen der verschiedenen Zaubermittel und die perfekte Beherrschung der überlieferten Sprüche und Beschwörungen.

Natürlich wussten meine Historikerkollegen nichts von meiner Familie, aber in Madison, der abgelegenen Kleinstadt im Staat New York, wo ich seit meinem siebten Geburtstag bei meiner Tante Sarah gelebt

hatte, kannte wirklich jeder die Bishops. Nach dem Revolutionskrieg waren meine Vorfahren von Massachusetts dorthin gezogen. Damals waren schon über hundert Jahre vergangen, seit man Bridget Bishop in Salem hingerichtet hatte. Trotzdem war meinen Vorfahren das Gemunkel und Getuschel in die neue Heimat nachgefolgt, woraufhin sie sich nach Kräften bemüht hatten, allen zu demonstrieren, wie praktisch es sein konnte, in der Nachbarschaft Hexen zu haben, die Kranke heilen und das Wetter vorhersagen konnten. Im Lauf der Zeit hatten die Bishops so tiefe Wurzeln in der Gemeinschaft geschlagen, dass sie all die unausweichlichen Ausbrüche von Hysterie und menschlichem Aberglauben überstanden hatten.

Doch meine Mutter war von einer unstillbaren Neugier auf die Welt getrieben, die sie aus dem sicheren Madison herausgeführt hatte. Erst ging sie nach Harvard, wo sie einen jungen Hexer namens Stephen Proctor kennenlernte, der sich genau wie sie danach sehnte, dem Dunstkreis seiner Familie zu entkommen, die auf eine lange Geschichte in Neuengland zurückblicken konnte. Rebecca Bishop und Stephen Proctor waren ein charmantes Paar, auch weil die typisch amerikanische Offenheit meiner Mutter die eher altmodische Förmlichkeit meines Vaters kontrastierte. Beide studierten Anthropologie, tauchten in fremde Kulturen und Religionen ein und waren nicht nur durch ihre innige Liebe verbunden, sondern auch durch ihre intellektuelle Leidenschaft. Nachdem beide an einer Universität in der Gegend eine Anstellung gefunden hatten – meine Mutter an ihrer Alma Mater, mein Vater in Wellesley –, unternahmen sie gemeinsam Forschungsreisen ins Ausland und schufen in Cambridge ein Heim für ihre neue Familie.

Ich habe nur wenige Erinnerungen an meine Kindheit, aber jede einzelne davon ist mir lebendig und überraschend deutlich im Gedächtnis. Alle drehen sich um meine Eltern: Wie sich der Cord am Ellbogen meines Vaters anfühlte, wie das Maiglöckchenparfüm meiner Mutter duftete, wie ihre Weingläser klirrten, wenn die beiden anstießen, nachdem sie mich zu Bett gebracht hatten, um danach bei Kerzenlicht zu Abend zu essen. Meine Mutter erzählte mir Gutenachtgeschichten, und die braune Aktentasche meines Vaters klapperte,

wenn er sie an der Haustür fallen ließ. Mit diesen Erinnerungen könnten sich die meisten Menschen identifizieren.

Mit anderen Erinnerungen an meine Eltern eher nicht. Zum Beispiel kann ich mich nicht entsinnen, dass meine Mutter je Wäsche gewaschen hätte, trotzdem waren meine Anziehsachen immer sauber und ordentlich zusammengelegt. Der vergessene Erlaubniszettel für den Zoobesuch lag auf wundersame Weise unter meinem Schultisch, wenn die Lehrerin ihn einsammeln kam. Und ganz gleich, wie es im Arbeitszimmer meines Vaters aussah, wenn ich hineinging, um ihm einen Gutenachtkuss zu geben (und es sah fast immer aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen), am nächsten Morgen war alles makellos aufgeräumt. Im Kindergarten hatte ich einmal die Mutter meiner Freundin Amanda gefragt, warum sie sich die Mühe machte, die Teller mit Spülmittel und heißem Wasser zu waschen, wenn man sie doch nur in der Spüle aufzustapeln, mit den Fingern zu schnippen und ein paar Worte zu murmeln brauchte. Mrs Schmidt lachte über meine merkwürdigen Vorstellungen von Hausarbeit, aber sie hatte mich dabei leicht verwirrt gemustert.

An jenem Abend erklärten mir meine Eltern, dass wir darauf achten müssten, wie wir über Magie redeten und mit wem. Die Menschen waren uns zahlenmäßig weit überlegen und ängstigten sich vor unserer Macht, erklärte mir meine Mutter, und Angst war die stärkste Kraft auf Erden. Ich hatte ihr damals nicht gestanden, dass auch mir die Magie Angst machte – vor allem die meiner Mutter.

Tagsüber sah meine Mutter aus wie fast alle jungen Mütter in Cambridge: leicht unfrisiert, leicht unorganisiert und ständig gehetzt, um der Doppelbelastung von Heim und Büro gerecht zu werden. Ihre blonden Haare wirkten modisch zerzaust, auch wenn die Sachen, die sie trug, allesamt aus dem Jahr 1977 zu stammen schienen – lange, glockige Röcke, übergroße Hosen und Hemden, dazu Männerwesten und Blazer, die sie wie eine zweite Annie Hall in Secondhandläden überall in Boston sammelte. Nichts, was einen hätte stutzig werden lassen, wenn man ihr auf der Straße begegnet wäre oder hinter ihr im Supermarkt angestanden hätte.

Doch zu Hause, wenn die Türen verschlossen und die Vorhänge zu-gezogen waren, verwandelte sich meine Mutter. Dann wirkten ihre Be-wegungen nicht mehr hastig und hektisch, sondern selbstbewusst und sicher. Manchmal schien sie geradezu zu schweben. Wenn sie singend durchs Haus spazierte und dabei Stofftiere und Bücher aufsammelte, verwandelte sich ihr Gesicht allmählich, bis es schließlich wunderschön wurde und wie nicht von dieser Welt aussah. Wenn die Magie aus mei-ner Mutter leuchtete, konnte man den Blick nicht von ihr losreißen.

»Mommy hat mal eine Feuerwerksrakete verschluckt«, meinte mein Vater mit seinem breiten, gutmütigen Lächeln dazu. Aber Feuerwerks-raketen waren, wie ich erfahren sollte, nicht nur strahlend bunt und schön. Sie waren auch unberechenbar und konnten dich erschrecken und in Angst versetzen.

Eines Abends hielt mein Vater eine Vorlesung, als meine Mutter be-schloss, das Silber zu putzen, und dabei in den Bann einer Wasser-schüssel gezogen wurde, die sie auf den Tisch im Esszimmer gestellt hatte. Sie starrte auf die spiegelglatte Oberfläche, bis sich das Was-ser mit einem leichten Nebel überzog, der sich wiederum zu winzi-gen Geisterschemen formte. Ich hielt begeistert den Atem an, während die Gestalten immer größer wurden. Bald kletterten die fantastischen Figuren an den Vorhängen hoch und baumelten von der Decke. Ängst-lich rief ich nach meiner Mutter, aber die war vollkommen in den An-blick des Wassers versunken. Ihre Konzentration blieb ungebrochen, bis ein Wesen, halb Mensch, halb Tier, auf mich zugekrochen kam und mich in den Arm kniff. Das schreckte sie aus ihrer Trance, und sie explodierte in einen Schauer von zornig rotem Licht, der die Schatten-wesen zurücktrieb und das Haus mit dem Gestank von verbrannten Federn erfüllte. Mein Vater, über den Geruch sichtbar erschrocken, fand uns zusammengekuschelt im Ehebett. Als meine Mutter ihn sah, brach sie in Tränen der Reue aus. Danach fühlte ich mich in unserem Esszimmer nie wieder wirklich wohl.

Was mir an Geborgenheit geblieben war, verpuffte schließlich kurz nach meinem siebenten Geburtstag, als meine Mutter und mein Vater nach Afrika reisten und nicht mehr zurückkehrten.

Ich rief mich zur Ordnung und konzentrierte mich wieder auf das Dilemma, vor dem ich stand. Das Manuskript lag in dem hellen Lichtkreis unter der Leselampe. Seine Magie zerrte an einem dunklen Knoten in meinem Inneren. Wieder landeten meine Finger auf dem glatten Leder. Diesmal kam mir das Kribbeln vertraut vor. Ich entsann mich vage, dass ich schon einmal etwas Ähnliches empfunden hatte, als ich im Arbeitszimmer meines Vaters in ein paar Papieren geblättert hatte.

Energisch wandte ich mich von der ledergebundenen Handschrift ab und beschäftigte mich mit etwas ganz Rationalem: der Suche nach der Liste von alchemistischen Texten, die ich erstellt hatte, bevor ich aus New Haven abgereist war. Sie lag irgendwo auf dem Lesetisch, tief vergraben unter all den unsortierten Papieren, Ausleihzetteln, Quitungen, Stiften, Bleistiften und Bibliotheksplänen, und war akribisch geordnet nach den verschiedenen Sammlungen und dann nach der Bibliotheksnummer, die jedem Text zugeordnet worden war, sobald man ihn in die Bodleian Library aufgenommen hatte. Seit ich vor ein paar Wochen eingetroffen war, hatte ich methodisch meine Liste abgearbeitet. Die kopierte Katalogbeschreibung für *Ashmole 782* lautete: *Anthropologia oder ein Traktatum über den Menschen in zwei Teilen: zum Ersten anatomischer Natur, zum Zweiten psychologischer Natur*. Wie bei den meisten Schriften, die ich hier durcharbeitete, konnte man vom Titel kaum auf den Inhalt schließen.

Meine Finger würden mir möglicherweise mehr über das Buch verraten können, ohne dass ich es aufzuschlagen brauchte. Tante Sarah hatte die Post immer erst mit den Fingern geprüft, bevor sie einen Umschlag geöffnet hatte, nur für den Fall, dass er eine Rechnung enthielt, die sie nicht bezahlen wollte. Auf diese Weise konnte sie sich guten Gewissens ahnungslos stellen, wenn sich herausstellte, dass sie der Stromgesellschaft Geld schuldete.

Die vergoldeten Ziffern auf dem Buchrücken zwinkerten mir zu. Ich setzte mich und erwog die verschiedenen Alternativen.

Die Magie ignorieren, das Buch aufschlagen und es wie ein menschlicher Gelehrter zu lesen versuchen?

Das verhexte Manuskript ignorieren und ungeöffnet zurückgeben?

Sarah hätte sich halbtot gelacht, hätte sie von meiner Zwangslage gewusst. Sie hatte immer behauptet, dass ich ohnehin keine Chance hätte, meine magischen Fähigkeiten zu ignorieren. Trotzdem hatte ich genau das seit der Beisetzung meiner Eltern versucht. Damals hatten mich die Hexen unter den Trauergästen genauestens in Augenschein genommen, ob irgendwas darauf hindeutete, dass das Blut der Bishops und Proctors in meinen Adern floss, um mir schließlich aufmunternd auf den Rücken zu klopfen und zu prophezeien, dass es nur eine Frage der Zeit sei, bis ich den Platz meiner Mutter im örtlichen Konvent einnehmen würde. Einige hatten flüsternd Zweifel geäußert, ob es wirklich klug von meinen Eltern gewesen war zu heiraten.

»Zu große Macht«, murmelten sie, als sie glaubten, dass ich sie nicht hörte. »Damit mussten sie ja Aufmerksamkeit erregen – auch *ohne* dass sie alte religiöse Zeremonien studierten.«

Damit hatte für mich festgestanden, dass die übernatürlichen Kräfte meiner Eltern zu ihrem Tod geführt hatten und ich darum einen anderen Lebensweg einschlagen würde. Ich kehrte allem, was mit Magie zu tun hatte, den Rücken zu, beschäftigte mich mit Dingen, die typisch für eine menschliche Pubertät sind – Pferde und Jungs und Liebesromane –, und versuchte zwischen den gewöhnlichen Bewohnern unseres Ortes unterzutauchen. Während der Pubertät neigte ich zu Depressionen und Angstzuständen. Das sei ganz normal, versicherte der nette menschliche Arzt meiner Tante Sarah, dem sie natürlich weder von den Stimmen erzählt hatte, die ich hörte, noch von meiner Angewohnheit, zum Telefon zu gehen, bevor es läutete, und auch nicht, dass sie bei Vollmond alle Türen und Fenster mit einem magischen Bann verschließen musste, damit ich nicht durch den Wald schlafwandelte. Auch dass sich, wenn ich wütend wurde, die Stühle in unserem Haus selbständig zu einer halsbrecherischen Pyramide auftürmten, die laut krachend umstürzte, sobald sich meine Laune besserte, hatte sie ihm nicht gesagt.

Als ich dreizehn wurde, beschloss meine Tante, dass es Zeit für mich war, meine Energie wenigstens notdürftig zu kanalisieren und die Grundlagen der Hexerei zu erlernen. Unter ein paar geflüster-

ten Worten eine Kerze zu entzünden oder mit einem jahrhundertalten Mittel Pickel verschwinden zu lassen – das waren gewöhnlich die ersten Schritte einer jungen Hexe. Aber ich war unfähig, auch nur die einfachsten Sprüche anzuwenden, jeder einzelne Trank, den meine Tante mich anrühren ließ, brannte an, und ich weigerte mich störrisch, mich irgendwelchen Tests zu unterziehen, mittels derer sie feststellen wollte, ob ich das Zweite Gesicht meiner Mutter geerbt hatte.

Die Stimmen, die Brände und alle anderen Ausbrüche wurden seltener, als meine Hormone allmählich zur Ruhe kamen, trotzdem weigerte ich mich weiterhin, das Familiengeschäft zu erlernen. Es machte meine Tante nervös, eine untrainierte Hexe im Haus zu haben, und so war Sarah insgeheim erleichtert, als sie mich schließlich auf ein College in Maine schicken konnte.

Dass ich nicht in Madison blieb, hatte ich vor allem meinem Intellekt zu verdanken. Ich war schon immer frühreif gewesen und hatte schneller als andere Kinder reden und lesen gelernt. Dazu gesellte sich ein fantastisches, fast fotografisches Gedächtnis – wodurch es mir ein Leichtes war, den Inhalt unserer Lehrbücher abzurufen und bei allen Tests die gewünschten Informationen auszusprechen –, und so stand bald fest, dass die Schule für mich ein Ort war, an dem das magische Erbe meiner Familie keine Rolle spielte. Die letzten Jahre auf der Highschool übersprang ich und ging stattdessen schon mit sechzehn ans College.

Dort versuchte ich mir zuerst eine Nische in der Theaterklasse zu erobern, weil die Schauspielerei und die farbenprächtigen Kostüme meine Fantasie beflügelten – und ich fasziniert davon war, wie vollkommen die Worte eines Dramatikers eine andere Zeit und einen anderen Ort heraufbeschwören konnten. Nach meinen ersten Auftritten priesen mich meine Lehrer als Musterbeispiel dafür, wie sich eine ganz gewöhnliche Collegestudentin durch die Schauspielerei in jemand anderen verwandeln konnte. Dass diese Metamorphosen vielleicht nicht allein auf mein schauspielerisches Talent zurückzuführen waren, begann ich erst zu argwöhnen, als ich im *Hamlet* die Ophelia spielte.

Sobald mir die Rolle zugesprochen worden war, begannen meine Haare so wild zu wachsen, dass sie mir schließlich bis zur Taille reichten. Stundenlang saß ich am Ufer des Teiches beim College, hypnotisch angezogen von der glänzenden Oberfläche, in der sich mein herabströmendes neues Haar spiegelte. Der Junge, der den Hamlet spielte, verfiel sich gemeinsam mit mir in dieser Illusion, und es folgte eine leidenschaftliche, aber auch gefährlich explosive Affäre. Ganz allmählich verlor ich mich in Ophelias Wahnsinn und zog dabei das ganze Ensemble mit.

Infolgedessen gaben wir zwar mitreißende Aufführungen, doch jede neue Rolle brachte neue Gefahren mit sich. Die Situation wurde unhaltbar, als ich in meinem zweiten Jahr am College die Annabella in John Fords *Schade, dass sie eine Hure war* spielen sollte. Genau wie die Theaterfigur legte ich mir eine Eskorte aus ergebenen Verehrern zu – nicht ausschließlich menschlicher Natur –, die mir über den ganzen Campus folgten. Als sie sich weigerten, mich in Frieden zu lassen, als nach der letzten Vorstellung der Vorhang gefallen war, begriff ich, dass ich etwas ändern musste. Zwar verstand ich nicht so recht, wie sich die Magie in meine Schauspielerei eingeschlichen hatte, und wollte es auch gar nicht verstehen. Aber ich schnitt mir die Haare. Ich hörte auf, Blumenröcke und mehrlagige Tops zu tragen, und zog stattdessen die Rollkragenpullover, Khakihosen und Halbschuhe der ernsthaften, ehrgeizigen Jurastudenten an. Meine überschüssige Energie baute ich mit Sport ab.

Nachdem ich das Theaterspielen aufgegeben hatte, probierte ich mich in anderen Hauptfächern aus, immer auf der Suche nach einer Materie, die so rational war, dass sie der Magie keinen Fußbreit überlassen würde. Für die Mathematik fehlten mir die nötige Geduld und die Genauigkeit, und meine Bemühungen in Biologie endeten in einer Folge von fehlgeschlagenen Versuchen und abgebrochenen Laborexperimenten.

Am Ende des zweiten Jahres stellte mich der Studienberater vor die Wahl, mich endgültig für einen Studiengang zu entscheiden oder ein fünftes Jahr auf dem College zu verbringen. Ein Sommerstudienpro-

gramm in England gab mir schließlich Gelegenheit, allem zu entfliehen, was mit irgendwelchen Bishops zu tun hatte. Ich verliebte mich in die Stadt Oxford, in den ruhigen Glanz der morgendlichen Straßen. In meinen Geschichtskursen wurden die Großtaten von Königen und Königinnen abgehandelt, und wenn ich in meinem Kopf Stimmen flüstern hörte, dann stammten sie ausschließlich aus Büchern des sechzehnten oder siebzehnten Jahrhunderts. Und dieses Flüstern war für solche Meisterwerke der Literatur keineswegs ungewöhnlich. Am allerbesten aber war, dass mich niemand in dieser Universitätsstadt kannte und dass alle Hexen, die den Sommer hier verbringen mochten, sich von mir fernhielten. Ich kehrte heim, wählte Geschichte als Hauptstudienfach, belegte in Rekordzeit alle erforderlichen Kurse und schloss noch vor meinem zwanzigsten Geburtstag *cum laude* ab.

Als ich beschloss, dem Studium eine Promotion folgen zu lassen, war Oxford die erste Wahl unter den verschiedenen Angeboten. Ich hatte mich mittlerweile auf Wissenschaftsgeschichte spezialisiert, und meine Forschungen konzentrierten sich auf jene Epoche, in der die Naturwissenschaften die Magie verdrängt hatten – jenes Zeitalter, in dem die Astrologie und die Hexenjagden Newton und seinen Naturgesetzen weichen müssen. Die Suche nach einer rationalen Ordnung in der Natur, die das Übernatürliche ersetzen sollte, spiegelten meine eigenen Bemühungen wider, mich von allem Okkulten abzuwenden. Immer höher wuchs die Mauer, die ich zwischen dem, was sich in meinem Verstand abspielte, und dem, was ich in meinem Blut trug, errichtet hatte.

Meine Tante Sarah hatte nur geschnaubt, als ich ihr von meinem Entschluss erzählt hatte, mich auf die Chemie des siebzehnten Jahrhunderts zu spezialisieren. Ihr leuchtend rotes Haar verriet schon von weitem ihr leicht entflammbares Temperament und ihre scharfe Zunge. Sie war mit Leib und Seele Hexe, nahm grundsätzlich kein Blatt vor den Mund und dominierte jeden Raum, sobald sie ihn betreten hatte. Als Stützpfeiler der Ortsgemeinschaft von Madison wurde Sarah oft hinzugezogen, wenn es lokale Krisen, groß oder klein, zu bewältigen galt. Seit ich nicht mehr Tag für Tag ihren messerscharfen

Bemerkungen über die menschliche Wankelmütigkeit und Inkonsistenz ausgesetzt war, verstanden wir uns viel besser.

Obwohl wir mehrere hundert Meilen voneinander getrennt waren, standen wir in engem Kontakt. Sarah machte kein Hehl daraus, dass sie auch meine jüngsten Versuche, mich der Magie zu entziehen, lachhaft fand: »Wir haben das früher Alchemie genannt«, sagte sie. »Und das ist im Grunde auch nur eine Form von Magie.«

»Ist es nicht«, protestierte ich hitzig. Mit meiner Arbeit wollte ich im Gegenteil beweisen, wie wissenschaftlich fundiert die damaligen Anstrengungen im Grunde gewesen waren. »Mir geht es um die zunehmende Bedeutung des wissenschaftlichen Experiments, anstelle der Suche nach einem magischen Elixier, mit dem man Blei in Gold verwandeln und Menschen unsterblich machen kann.«

»Wenn du meinst«, sagte Sarah zweifelnd. »Trotzdem ist das für jemanden, der als Mensch durchgehen möchte, ein eher befremdliches Fachgebiet.«

Nachdem man mir meinen Dokortitel verliehen hatte, kämpfte ich mit eisernem Willen um einen Job an der historischen Fakultät in Yale, dem einzigen Fleck auf Erden, der noch englischer ist als England. Meine Kollegen warnten mich, dass ich kaum Chancen auf eine Festanstellung hätte. Aber ich spuckte zwei Bücher aus, bekam eine Handvoll Preise verliehen und sackte mehrere Forschungsstipendien ein. Danach bekam ich meine Festanstellung und hatte alle Zweifler widerlegt.

Vor allem aber gehörte mein Leben endlich mir allein. Niemand in meiner Abteilung, nicht einmal jene Historiker, die sich mit der amerikanischen Frühzeit beschäftigten, brachten meinen Nachnamen mit jener Frau in Verbindung, die 1692 in Salem als Hexe verbrannt worden war. Um meine schwer erarbeitete Autonomie nicht zu gefährden, verbannte ich weiterhin alles aus meinem Leben, was nur entfernt nach Magie oder Zauberei roch. Natürlich wurde ich hin und wieder rückfällig, so wie damals, als ich auf einen von Sarahs Zaubersprüchen zurückgreifen musste, weil meine Waschmaschine mein kleines Apartment am Wooster Square zu überschwemmen drohte. Niemand ist vollkommen.

Ich vermerkte im Geist den Fehltritt, den ich mir eben geleistet hatte, holte tief Luft, ergriff das Manuskript mit beiden Händen und legte es in eine der keilförmigen Buchstützen, die die Bibliothek zur Verfügung stellt, um ihre seltenen Bücher bei der Lektüre zu schützen. Ich hatte mich entschieden: Ich würde mich wie eine ernsthafte Wissenschaftlerin verhalten und *Ashmole 782* wie jede gewöhnliche Handschrift behandeln. Ich würde meine brennenden Fingerspitzen und den eigentümlichen Geruch des Buches ignorieren und ganz sachlich den Inhalt zusammenfassen. Danach würde ich – mit professioneller Distanz – entscheiden, ob sich ein längeres Studium lohnen könnte. Nichtsdestotrotz zitterten meine Finger, als ich die kleinen Messingklammern löste.

Das Manuskript stieß einen leisen Seufzer aus.

Ich vergewisserte mich mit einem kurzen Blick über die Schulter, dass ich allein im Raum war. Das einzige Geräusch war das laute Ticken der Uhr im Lesesaal.

Ich beschloss, auf den Vermerk »Buch seufzt« zu verzichten, beugte mich über meinen Laptop und öffnete eine neue Datei. Diese vertraute Übung – die ich schon Hunderte, wenn nicht Tausende Male absolviert hatte – wirkte ebenso beruhigend wie die immer gleiche Prüfliste. Ich tippte Namen und Nummer des Manuskriptes ein und kopierte den Titel aus der Katalogbeschreibung. Dann untersuchte ich Größe und Bindung und beschrieb beides minutiös.

Danach blieb nur noch eines zu tun: das Manuskript zu öffnen.

Obwohl ich die Klammern gelöst hatte, ließ sich der Einband kaum anheben, so als wäre er mit den Seiten darunter verklebt. Ich fluchte leise und legte kurz meine Hand flach auf das Leder, in der Hoffnung, dass *Ashmole 782* nur fremdelte. Die Hand auf einen Bucheinband zu legen, zählte wohl kaum als Magie. Meine Handfläche kribbelte genauso, wie meine Haut immer kribbelte, wenn mich eine Hexe ansah, und im nächsten Moment wich die Spannung aus dem Manuskript. Danach ließ es sich problemlos aufschlagen.

Das erste Blatt war ein raues Vorsatzpapier. Auf dem zweiten Blatt, einem Pergament, standen in Ashmoles Handschrift die Worte »An-



Deborah Harkness

Die Seelen der Nacht

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 800 Seiten, 15,0 x 22,7 cm
ISBN: 978-3-7645-0391-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: September 2011

Eine Liebe, stärker als das Leben selbst ...

Diana Bishop ist Historikerin mit Leib und Seele. Dass in ihr zudem das Blut eines uralten Hexengeschlechts fließt, versucht sie im Alltag mit aller Kraft zu ignorieren. Doch als Diana in der altherwürdigen Bodleian-Bibliothek in Oxford ein magisches Manuskript in die Hände fällt, kann sie ihre Herkunft nicht länger verleugnen: Hexen, Dämonen und Vampire heften sich an ihre Fersen, um ihr das geheime Wissen zu entlocken – wenn nötig mit Gewalt. Hilfe erfährt Diana ausgerechnet von Matthew Clairmont, Naturwissenschaftler, 1500 Jahre alter Vampir – und der Mann, der Diana bald schon mehr bedeuten wird als ihr eigenes Leben ...

Ein mitreißender, wundervoll erzählter Roman über Magie, Abenteuer und Romantik.

 [Der Titel im Katalog](#)